



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Moeller van den Bruck: Deutsche Grenzpolitik

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Deutsche Grenzpolitik

Von Moeller van den Bruck



ir haben bis jetzt keine Grenzpolitik gehabt. Wir hatten noch nicht einmal eine Auslandspolitik, die auf Völker eingestellt gewesen wäre. Wir hatten nur eine Außenpolitik, die sich die Welt so vorstellte, wie sie gutgläubig wünschte, daß dieselbe sein möchte.

Es war die Politik eines groß aber ziemlich grob gearbeiteten Reichsschemas, das sich trotz der jungen Überlieferung des Reiches sehr bald herausbildete. Sie begnügte sich damit, den Dingen des Reiches den bestimmten Stempel aufzudrücken, der dann mehr und mehr zum wilhelminischen Stempel wurde. Sie verwendete diesen Stempel unterschiedslos, ohne die Besonderheit der jeweiligen Stelle zu beachten, an der sie ihn handhabte. Sie glaubte vielmehr von vornherein und ganz allgemein, daß sie des gründlichsten Eindruckes sicher sein werde, wenn den Vertretern dieser Politik nur gelang, das Reich als möglichst vollkommen hinzustellen.

Darin lag sehr viel Annäherung. Aber es lag auch sehr viel Verzicht darin. Die Annäherung wurde durch die Macht gerechtfertigt, die wir bis 1914 besaßen. Über den Verzicht wurden wir uns erst klar, als es zu spät war — als sich während des Krieges herausstellte, wie falsch doch eine Außenpolitik gewesen sein mußte, die so völlig versäumte, die Völker aus ihrem eigenen Willen zu begreifen, und die ihnen dafür Vorstellungen aufzudrängen suchte, die als fremd und eher feindlich denn freundlich empfunden wurden. Schon der Ausbruch des Krieges brachte die Überraschung, daß es einen Deutschenhaß in der Welt gab, vor dessen Ausbrüchen kein Auslandsdeutscher, wohl aber unsere Außenpolitiker wie vor einem Rätsel standen, dessen seelische Grundlage sie niemals bemerkt zu haben glaubten. Und der Verlauf des Krieges ließ uns dann von einer Verrechnung in die andere geraten, die durchweg aufdeckten, daß es an Kenntnis auch der sachlichen Grundlage fehlte, auf der die Beziehungen der Völker beruhen — und zu deren Unbegreiflichkeiten etwa gehörte, daß man an entscheidender und verantwortlicher Stelle nicht wußte, von welcher Rasse oder Religion eigentlich die Bevölkerung eines Landes war, in das uns der Feldzug führte. Von der politischen Lehre, die Bismarck hinterlassen hatte, war der wichtigste Teil vergessen worden, der von den Unwägbarkeiten handelte. Es

fehlte an einer innigen Kenntnis, die nur aus einem langen und sehr nahen Erlebnis hätte hervorgehen können. Und es fehlte sogar an Kenntnis der Wägbarkeiten.

Die Revolution hat unter den mancherlei guten Vorsätzen, mit denen sie anrückte, auch den gehabt, die bürokratische Methode durch eine rationellere zu ersetzen. Aber es ist hier, wie überall, bei dem Versuche geblieben — wofern man nicht gerade als eine Tat anrechnen will, daß das eine Schema durch ein anderes Schema ersetzt wurde. Wir sollten doch wirklich nicht glauben, daß Deutschland irgendwie geholfen werden kann, wenn wir an die Stelle der fachlichen Gruppierung der außenpolitischen Arbeitsgebiete den Beschluß setzen, sie künftig geographisch und ethnographisch zu gruppieren. Es wird immer vorteilhaft sein, wenn ein Referent die Zeitungen des Landes zu lesen vermag, über das er zu referieren hat. Aber es ist selbstverständlich. Nein. Es kommt auf etwas anderes an. Es kommt auf eine Außenpolitik an, die ihre Methode aus den weltgeschichtlichen, den weltrevolutionären wie den weltkonservativen Problemen entwickelt, mit denen wir heute zu tun haben. Es kommt auf eine Politik an, die Geschichte schafft, auf eine Außenpolitik der Vorausschau, in der sich Politik auf nächste Sicht mit Politik auf weiteste Sicht verbindet und die durch eigenes Zutun dazu beiträgt, daß das, was in Deutschland heute ist, von Deutschland aus übergeht in das, was morgen in der Welt sein wird.

Von einer solchen Außenpolitik ist bis jetzt nichts zu verspüren gewesen. Der Versuch, den Krieg, der militärisch verloren war, sozialistisch zu gewinnen, wurde überhaupt nicht gemacht. Der Gedanke, die Verbindung mit Rußland aufzunehmen und den revolutionierten Osten gegen den kapitalistischen Westen auszuspielen, wurde weit abgewiesen. Die Möglichkeit, durch den Druck eines großen, drohenden und wäre es vorgetäuschten Ostblockes auf den Frieden mittelbar einzuwirken, ging in der Angst dieser Außenpolitik unter, das Wohlwollen der Verhandlungsgegner zu verlieren. Keine psychologische Methode löste jene unpsychologische ab — es sei denn, daß wir eine Außenpolitik bekamen, die sich auf Einfühlung bis zur Charakterlosigkeit beschränkte, statt vor allem den Standpunkt des Charakters zu wahren. Namentlich im Anfange der Revolution haben die außenpolitischen Neulinge, die damals deutsche Geschäfte führten, sich überaus bemüht, eine Beziehung zu den feindlichen Völkern durch Verleugnung des eigenen herzustellen. Die deutschen Revolutionäre hatten dem deutschen Volke gesagt, daß es nur einen Frieden der Demokratie zu schließen brauche, um einer gerechten Behandlung sicher zu sein. Und man hat wirklich geglaubt, daß die Entente, nachdem man ihr den Gefallen der deutschen Revolution getan hatte, dieses Versprechen erfüllen werde. Waren die Länder der Entente nicht die Heimat der Menschenrechte? War zu erwarten, daß die Staatsmänner dieser Länder uns die Völkerrechte vorenthalten würden? Hatten die Völker dieser Staatsmänner aus ihrer Unschuld, aus ihrer gekränkten Rechtllichkeit, aus ihrer unwandelbar friedlichen Gesinnung nicht eine Weltpropaganda gemacht, die, wie man meinte, unmöglich Papier bleiben konnte? Also setzte man alle Hoffnung in die Würdelosigkeit, mit der man dem Feinde entgegenkam. Man gab ihm Recht, wo und wie und wann er nur hören wollte, daß man es tat. Und Narren dieser Vorurteilslosigkeit auf eigene Kosten warfen gar als höchsten außenpolitischen Trumpf aus, daß Deutschland vor allem die Schuld am Kriege auf sich nehmen

müsse. Diese Dummheit, in der sich Lüge und Demut zusammenfanden, hat dann zur Schuld am Frieden geführt. Die Außenpolitik, die ihn abschloß, blieb auch jetzt noch unbelehrbar. Sie wußte nachgerade, daß sie betrogen worden war. Aber sie gestand es nicht zu und verschwieg lieber, daß sie ohne Ergebnisse war, als daß sie von ihrer Seite nunmehr aus dem Betrüge an Deutschland eine Weltpropaganda gemacht hätte. Im Gegenteil, sie wagte noch nicht einmal, als in der Folge das Ansinnen der Auslieferung an sie kam, die Gegenrechnung aufzumachen und auch von dem Feinde eine Rechenschaft über seine Kriegsführung zu fordern. Aber sehr gerne nahm sie, kaum daß der Feind aus Sorge für diese ihm so gelegene Regierung zurückwich, für sich als einen Erfolg in Anspruch, was die Haltung der Nation bewirkt hatte. Unsere Außenpolitik blieb, was sie war. Sie blieb bei den kleinen Mitteln, an die sie sich gewöhnt hatte. Sie blieb bei der Anbiederung, die bald hier und bald dort von ihr versucht wurde. Erst den Franzosen über die Schweiz frankophil, dann wieder den Engländern in Berlin anglophil zu kommen, schließlich jedem Volke, mit dem wir nunmehr die Grenze teilten, und wäre es den Zeiten, mit Nachgiebigkeiten entgegenzukommen, die allmählich zu Selbstverständlichkeiten wurden: das war die Weisheit dieser Außenpolitik. Sie bedeutete in der Summe: Verzicht auf Außenpolitik.

Aber Deutschland hat Grenzen. Deutschland ist auch jetzt noch vom Ausland umgeben. Deutschland braucht eine andere Außenpolitik, als diese geruhsame ist, die alle benachbarten Staaten um Entschuldigung zu bitten scheint, daß die Deutschen nun einmal als Volk in der Welt sind. Wir sind freilich kein Weltvolk mehr, das sich Geltung durch die Mittel seiner Machtpolitik verschaffen könnte. Aber es ist sehr auffallend, wie wir auch jetzt noch ein Mittelpunkt geblieben sind, um den die Berechnungen unserer Gegner kreisen, durch den die Verbindungslinien ihrer Außenpolitik gehen, in dem sich alle ihre Projekte und Kombinationen schneiden. Das hat seine äußeren Gründe, die sich irgendwie auf die Ausbeutung beziehen, deren Gegenstand wir nach dem Wortlaute und Willensgeiste des Vertrags von Versailles werden sollen. Und schon dies fordert eine Außenpolitik zum mindesten der Abwehr. Es hat aber auch seine inneren Gründe. Von dem Augenblicke an, in dem wir die Macht verloren, sind wir der wirtschaftspolitische und geistespolitische Sammelpunkt aller Zeitideen geworden. Von Deutschland hängt der Verlauf der Revolution ab. In Deutschland entscheidet sich das Schicksal des Sozialismus. In Deutschland bereitet sich die Ablösung des Parlamentarismus durch gänzlich geänderte Volksvertretungsformen vor. Hier setzt sich der Kampf gegen ein Wesfertum, das den Krieg noch gewann, durch Unterwühlung seiner formaldemokratischen Grundlagen fort. Hier findet die Aufklärungsphilosophie des achtzehnten Jahrhunderts das Ende ihrer innenpolitischen Mißbräuche, zu denen sie der Liberalismus des neunzehnten benutzte hat. Und hier erwartet den Kapitalismus, der sich der Wandlungen dieses Liberalismus zum Imperialismus bediente, eine Nachprüfung seiner weltpolitischen Daseinsberechtigung im zwanzigsten Jahrhundert, die nicht so sehr die Frage nach dem Besitzrechte des Einzelnen als nach dem der Nationen stellen wird. Der Westen weiß von seiner Weltpropaganda her, bis zu welchem Grade alle politische Wirkung von der Werbekraft abhängt, die Ideen bekommen — er weiß, daß sie unversehens das Gesicht der Welt ändern, indem sie die Meinung der Menschen ändern. Der Westen verspürt diese

Änderung schon heute im Osten, wo von Moskau eine Erschütterung ausgeht, die über den Himalaja hinweg und bis zum Zweifstromlande verspürt wird. Der Westen ist mehr, als er wahrhaben möchte, obwohl seine Angst bereits seine Ahnung verrät, von der Entwicklung der Zeitideen in Deutschland abhängig. Er fürchtet zunächst nur ihre russische Form. Er wird mehr Grund haben, ihre deutsche Form zu fürchten, sobald sie am Rhein, an der Weichsel und an der Donau aus der ideologischen Vorbereitung in die politische Wirklichkeit übertritt und Verbekraft in Europa bekommt. Von ihr ausgehend ist eine deutsche Außenpolitik auch des Angriffes möglich.

Diese Außenpolitik beginnt an unseren Grenzen. Wenn ihr Ziel ist, Deutschland zu erhalten, auch jetzt noch Deutschum zu behaupten und durch Ideen in der Welt durchzusetzen, dann ist ihre Voraussetzung, daß sie alles zusammenhält, was deutsch ist. Wir brauchen jeden Deutschen. Jeder Deutsche ist irgendwie ein Träger von Ideen. Und überall an den Grenzen setzen diese Ideen sich in die Wirkung auf andere Länder um. Es sind nicht die Grenzen der Landkarte. Sie besteht nur aus Farbe und ist eine Bemalung, die sich oft geändert hat und wieder ändern wird. Es sind die Grenzen des Volkstumes. Sie wird bestimmt von gleicher Sprache und Gefinnung. Der Ausgang des Krieges hat unserer Politik endlich die natürliche Richtung gewiesen. Der alldeutsche Gedanke ist zusammengebrochen, weil er das Deutschum mehr noch in der Ferne als in der Nähe aufsuchte. Er war imperialistisch gedacht und nahm Zukunft vorweg, bevor noch Gegenwart gesichert war. An seine Stelle tritt jetzt der großdeutsche Gedanke, der die Planungen einer deutschen Politik an der Stelle aufnehmen läßt, die geschichtlich vor Bismarck liegt. Er bezieht sich nicht nur auf den Anschluß von Österreich. Er bezieht vielmehr alles deutsche Land und Volk ein, das rings um das Reich mit Einschluß von Österreich uns trotz geschichtlicher Zugehörigkeit abgesprochen oder das als besetztes Gebiet bedroht ist. Wohl aber wird dieser Anschluß und Entschluß von Österreich das erste Ziel sein, das unsere Außenpolitik zu erreichen suchen muß. Sie ist ihm im Anfange der Revolution ausgewichen, als er durch eine geschaffene Tatsache zu erreichen gewesen wäre. Sie kann jetzt nur nachholen, was damals versäumt wurde, und kann es nicht besser, als dadurch, daß sie bei der Behandlung der österreichischen Frage immer ihre Selbstverständlichkeit voranstellt und immer wieder auf die natürliche Ordnung der binneneuropäischen Angelegenheiten hinweist, die zunächst einmal an dieser Stelle geschaffen werden muß. Im anderen Falle wird die Selbsthilfe der Völker über die deutsche und übrigens auch die österreichische Außenpolitik hinweggehen, und vielleicht liegt in jenem Salzburger Gedanken, der einfach die selbstherrliche Aufhebung der Zollschranken empfahl, eine nächste Lösung des Problems, die von Niemandem rückgängig gemacht werden könnte. Erst Deutschland und Österreich zusammen werden mit dem Rückhalte des Blockes, den sie bilden, den Grenzkampf aufnehmen können, der vom Memelgau abwärts die polnisch-deutschen Abstimmungsgebiete entlang durch Böhmen, Mähren und Tirol bis an die bedrohte, nein eingedrückte und abgeplitterte Westfront reicht.

Die Methode einer Außenpolitik, die zu dieser Grenzpolitik geworden ist, wird sich je nach dem Gegner ändern, mit dem sie im Grenzkampfe zu tun hat. Sie wird anders im Osten, anders im Westen sein. Sie wird immer unterscheiden müssen, ob sie einer Nation gegenübersteht, die für sich in Anspruch nimmt, im

Bestze einer überlegenen, weil älteren Kultur zu sein, oder ob es sich um eine Rasse handelt, die von vornherein im Nachteil einer unterlegenen, weil jüngeren Kultur ist. Sie wird in dem einen Falle diese überlegene und ältere Kultur auf die Gültigkeit nachprüfen, die sie heute noch haben kann. Im Westen kann der Grenzkampf nur durch eine Auseinandersetzung der beiden Kulturen ausgetragen werden, die hier aufeinanderstoßen, und von denen die alte ruhmvolle, bis ins Mittelalter hinabreichende Stadtkultur, die das westliche Deutschland gleichfalls besitzt, schließlich die siegreiche sein wird, weil sie immer noch von dem jüngeren Volkstum getragen ist. Im deutschen Westen kann der mythische ebenso wie der humanistische Gehalt dieser Kultur noch in eine Übereinstimmung mit modernen Ideen gebracht werden. Die Westdeutschen müssen wissen, was sie längst und tief von sich aus fühlen: daß dagegen die französischen Dinge, mit denen man sie umwirbt, aus dem Auflösungsvorgange einer Aufklärung stammen, die heute entwertet, abgewirtschaftet und bloßgestellt ist, daß in der geistigen Leere, die von ihrer politischen Ideologie der Enttäuschung des Frankophilentums überall in der Welt, nur nicht in Deutschland hinterlassen wurde, keine neuen Gedanken mehr ansetzen können, und daß dieser parodierende Militarismus, der schließlich übrig blieb, das Ende von Frankreich sein wird. Im anderen Falle aber, in dem die deutsche Außenpolitik sich mit östlichen Völkern auseinandersetzen hat, wird sie deren unterlegene, weil jüngere Kultur auf ihre Aufnahmefähigkeit für die Dinge einer deutschen Kultur prüfen müssen, die an dieser Stelle die ältere ist, und zu denen hier die geschaffenen Dinge ebenso wie die erst zu schaffenden gehören. Ostdeutschum ist nach wie vor Pioniertum, und auch in der Verteidigungsstellung, in die es vorläufig zurückgedrängt wurde, hängt seine Behauptung ebenso von den Dingen ab, die es geben kann, wie von dem Geiste derer, denen es gibt. Auf der ganzen weiten ausgreifenden Grenzlinie, die unsere europäische Mittelstellung umschließt und gleichwohl zwischen Westen und Osten die größten deutschen Gegensätze verbindet, wird unsere Außenpolitik die Probleme nur lösen können, die an sie herandrängen, so un bequem sie ihr sein mögen, wenn sie von diesem Unterschiede der alten und der jungen Völker ausgeht. Auch eine zweitausendjährige europäische Geschichte hat ihn nicht auszugleichen vermocht. Im Gegenteil, sie hat ihn erst geschaffen. Er ist der Schlüssel. Er öffnet die Widersprüche, zwischen denen wir in Europa leben. Und er wird am Ende, an einem noch fernem, immer wieder näherrückenden, aber auch immer wieder sich entfernenden Tage dieses Europa für Deutschland, Deutschland für dieses Europa erschließen.

Die deutsche Außenpolitik will davon nichts wissen. Sie möchte sich allen Dilemmen entziehen, obwohl sie Probleme enthalten, die von der Natur für sie gestellt wurden. Sie möchte sich bei der Republik begnügen und, wie sie es nennt, an den Ausbau einer Demokratie gehen, der die Deutschen künftig zu Hause beschäftigen soll.

Aber die Deutschen haben kein Haus. Eine ungeheuerere Diaspora, die nicht außerhalb, nein, die innerhalb der Grenzen ihres Landes beginnt, hat sie über die Erde zerstreut, um sie der Erde dienen zu lassen. Aber sie müssen haben wovon sie ausgehen und wohin sie zurückkehren können. Sie müssen ihr Land haben.

Wir wollen von unserer Außenpolitik den Ruf hören, der an die Bauleute ergeht.